



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Klemperer, Victor: Ernst Moritz Arndt : (zum 29. Januar, seinem fünfzigsten
Todestage)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

machen, wenn in der ihre Sache führenden Presse immer von ihrem deutschen Unternehmen gegenüber der französischen Union des Mines Marocaines die Rede ist. In der Union ist bekanntlich ein sehr bedeutendes deutsches Kapital beteiligt, dem die deutsche Regierung Schutz und Vertretung nicht entziehen kann.

Doch das nebenbei! Die Hauptfrage ist: Wohin soll es führen, wenn deutsche Privatleute im Auslande den Anspruch erheben, daß das Reich ihre Rechte durchaus in einer Form und auf Wegen vertreten soll, die mit der wohlüberlegten Gesamtpolitik und den übernommenen internationalen Verpflichtungen in unlösbarem Widerspruch stehen?

W. v. Massow



Ernst Moritz Arndt

(zum 29. Januar, seinem fünfzigsten Todestage)

Von Victor Klemperer



enkmals-Errichtungen waren in dem ärmeren und zersplitterten Deutschland vor der Reichsgründung naturgemäß ein bedächtigeres und selteneres Beginnen als heute. Dennoch stand „Vater“ Arndts Denkmal schon fünf Jahre nach seinem Tode am linken Rheinufer in Bonn, auf Posten gleichsam, wie der Alte Jahrzehnt um Jahrzehnt auf Posten gestanden hatte. Es war „errichtet vom deutschen Volke“, und auch diese Inschrift bekundete damals, wo es ja nur eine gedankliche und gefühlsmäßige deutsche Einheit gab, ungleich Innigeres als jetzt. Piterarisch hatte Arndt bereits in seinem Todesjahr in den „Preussischen Jahrbüchern“ durch R. Hayn ein würdiges und, wie mir scheint, wahrhaft vollkommenes Denkmal erhalten; das Jahr des ehernen Standbilds brachte dann eine erst sehr ausführliche (freilich nicht tiefgreifende) Lebensbeschreibung von C. Langenberg, und später folgten noch einige andere Veröffentlichungen über den leidenschaftlichen Patriot, unter denen Gustav Freytags Aufsatz in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ nur der Länge, nicht dem Gehalt nach den letzten Platz einnimmt.

Heute ist das Lebenswerk des so stürmisch geliebten und vielgeehrten Mannes — nicht vergessen, das wäre eine Übertreibung, denn noch lernen die Schüler, singen die Soldaten, Turner, Studenten seine feurigsten Lieder. Aber sehr zurückgesunken und zusammengeschmolzen ist freilich Arndts ausgedehntes Werk im Gedächtnis der Heutigen; seine Prosa kennen nur noch die wenigsten. Diese Feststellung ist kaum mit einem Tadel zu verbinden, müßte man doch sonst den natürlichen Verlauf der Dinge tadeln. In einem gebiegenen Vortrag:

„Schiller und die neue Generation“ hat Ludwig Fulda zur Zeit der stärksten Schiller-Anfeindungen die Gründe für diese teilweise Abkehrung von dem zuvor am höchsten verehrten Dichter aufgedeckt. Da sieht er vor allem in Schiller den Dichter der Unbefriedigten, der Sehnsüchtigen (zu einem großen Teil politisch Sehnsüchtigen). Und dann heißt es von der neuen, der Reichsgeneration: „Der Besizende bedarf keines Bannerträgers mehr; denn das Banner flattert nun auf dem Dach seines Hauses, und wer nun gar im Besitz geboren ist, der hält manches, was den Vätern noch für unerreichbar galt, für eine Selbstverständlichkeit.“ Was hier von Schiller gesagt wird, das gilt in gleichem und, wie sofort gezeigt werden soll, in höherem Maße von Arndt. Die starke Verwandtschaft zwischen Schiller und Arndt liegt in dem heißen und reinen Freiheitsverlangen der beiden Männer. Aber zu dieser Ähnlichkeit tritt doch eine höchst charakteristische Verschiedenheit. Schiller als der ungleich bedeutendere Denker und Dichter faßt die Freiheitsidee im Anfang eng: körperlich und politisch, erweitert und vertieft sie jedoch fortschreitend immer mehr, so daß er also auch einem körperlich und politisch mit Freiheit gesättigten Menschen vieles zu geben hat. Die Zurückdrängung Schillers im Gedächtnis der Deutschen ist denn auch nie eine völlige, ja selbst nur wesentliche gewesen. Arndt dagegen als der schlichtere und bescheidenere Kopf beginnt mit weitausgreifenden allgemeinen und — etwas verschwommenen Ideen, um allmählich, seiner durch und durch tüchtigen und aller Unklarheit abgeneigten Natur folgend, zum eng umgrenzten einfachsten Kerngedanken, zur einheitlichen Idee der Deutschtum durchzudringen. In diesem einheitlichen Gedanken der Deutschtum wird sich nun freilich bei schärferem Betrachten das Zusammenströmen einer merkwürdigen Dreieit — Vaterlandsliebe, Freiheitsliebe, Religiosität — ergeben; zugleich wird, wenigstens in politischen Grenzen, eine Entwicklung des Freiheitsgedankens deutlich hervortreten. Aber das wesentliche, dem unkritischen Auge fast als einziges sich aufdrängende Merkmal der Arndtschen Schriften bleibt doch das in immer frischen Wendungen, in immer gleichen Flammen der Begeisterung erneuerte Beten und Ringen um ein kraftvoll geeintes und freies Vaterland. Und so erfüllt sich denn an diesem „Bannerträger“ in viel bedeutenderem Umfang als an Schiller die alte Wahrheit, daß „der Besizende“ seiner nicht mehr bedarf. Den alten weitest ausgedehnten Leserkreis wird Arndts Werk nie wieder finden. Wohl aber wird seine Schriften immer zur Hand nehmen, wer den unmittelbaren, den frischesten Stimmen aus der Werdezeit des neuen Reiches lauschen will.

„Die Werdezeit des neuen Reiches“ — das scheint vielleicht etwas kühn gesagt, wo es sich um einen Mann handelt, dessen reife Jahre in den Anfang des vorigen Jahrhunderts fielen, und der, im höchsten Greisenalter sterbend, doch nur erst den leiseften, kaum merklichen Morgenschimmer der eigentlichen Gründungs-epoche des Reiches mit seinen letzten Blicken mehr ahnen als auffangen konnte. Und doch ist der Ausdruck zutreffend, und gerade aus Arndts Schriften erkennt man — und dies ist vielleicht die wertvollste Erkenntnis, die sich aus ihnen

ziehen läßt —, wie der deutsche Gedanke schon auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt geboren wurde — schon, aber wirklich auch erst geboren, denn vorher, natürlich bei ungefährender Zeitbestimmung, ist er selbst bei einem so vollkommenen deutschen Charakter wie bei Arndt nicht zu entdecken.

Als Siebzigjähriger hat Arndt in den „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ seinen Entwicklungsgang selber beschrieben. In seiner Bescheidenheit meinte er dieses Unternehmen ausdrücklich rechtfertigen zu müssen. Es war „öffentlich vielfältiglich angefochten worden“, nun sollte dies Buch seine Rechtfertigung sein. Denn „was hätte das liebe Vaterland des Gewinn, daß irgendeines seiner Kinder unverdient für einen Schurken oder Narren gälte?“ Und eine besondere Entschuldigung wird noch für die Ausführlichkeit der Jugendschilderungen hinzugefügt: „Das ganze Leben der Jahre von 1780 und 1790 steht schon gleich ein paar Jahrhunderten von uns geschieden, so ungeheure Risse haben die letzten fünfzig Jahre durch die Zeit gerissen.“ Er malt dann mit der kräftigen Anschaulichkeit, die alle seine Schriften auszeichnet, die Zustände und Sitten seines Elternhauses und seiner kindlichen Umgebung. Dort war kaum etwas von deutschen Gedanken und sicherlich nichts von politischen Empfindungen oder gar Erwägungen zu spüren. Er war am 26. Dezember 1769 zu Schoritz, das der Vater verwaltete, auf dem damals schwedischen Rügen geboren. Der Vater war „der Sohn eines Hirten, ein Freigelassener, der bei einem großen Herrn gedient und durch die Gunst der Umstände sich ein bißchen aus dem Staube herausgebildet hatte“. Er erzog seine Jungen körperlich sehr hart, sie mußten bei jedem Wind und Wetter weite Gänge machen und sich auch sonst auf alle Weise abhärten. Ernst Moritz fand daran das größte Gefallen, trieb die Kunst der Abhärtung später für sich weiter und ward besonders ein leidenschaftlicher Fußgänger, der den reichen Genuß und Nutzen des Wanderns immer wieder mit wahrhafter Begeisterung hervorgehoben hat. Hand in Hand mit solchen Abhärtungen ging aber auch die Erziehung in den äußeren etwas steif-förmlichen Sitten. Diese „Abkonterseierungen und Nachkonterseierungen“ des feinen und vornehmen Lebens hat Arndt mit wunderhübschem Humor beschrieben. Dagegen war von einer ernstlichen Schulung im Anfang kaum die Rede; einen tüchtigen Hauslehrer bekam der Knabe erst mit vierzehn Jahren. Dann aber stellten sich auch bald literarische Interessen ein. „Es war das wirklich eine poetische Epoche, wo das liebe Deutschland nach einem langen, matten Traum wieder zu einem eigentümlichen literarischen und poetischen Dasein erwachte, und das war das Schöne darin, daß die Zeitgenossen viel mehr, als es mir von den Jetztlebenden dünkt, an jenem Dasein Anteil nahmen. Dies war nicht nur bei den Studierten und Gebildeteren der Fall, sondern auch bei den Einfältigen und Ungelehrten, wie z. B. bei meinen Eltern und ihresgleichen Leuten . . .“

Mit siebzehn Jahren kam Arndt durch fremde Unterstützung auf das Stralsunder Gymnasium. Hier erwies sich der Ernst und die Tiefe

seines Wesens. Die Sitten der Stadt, erzählt er, waren „sinnlich auf Genuß und Lebenslust gestellt“, und bei reisenden Jahren hatte er trotz tüchtigen Arbeitens und eifriger Abhärtung unter allerlei natürlichen Anfechtungen zu leiden. „Ich betete und rang, keusch und unschuldig zu bleiben.“ Schließlich floh er geradezu aus der Stadt; er wollte bei irgendeinem Gutsbesitzer als Rechnungsführer eintreten oder sonst einen Posten annehmen. Seine Eltern bestimmten ihn dann aber heimzukommen, und nun bereitete er sich in ländlichem Frieden für die Universität vor. Theologische und philosophische Studien in Greifswald und Jena folgten, Fichtes Einfluß auf ihn dürfte ein besonders starker gewesen sein. Dann saß er „wieder zwei behagliche Jahre“ zu Haus, unterrichtete die jüngsten Geschwister und studierte für sich. Es hätte sich nun wohl dem Kandidaten der Theologie, der einige Male „mit Schall und Beifall“ predigte, eine gute Rügenische Pfarre geboten; aber der Gewissenhafte und Bildungseifrige zweifelte an seiner Bestimmung zum Geistlichen, mochte sich auch noch nicht fürs Leben binden und seine Vorbereitungen abschließen. Da ihn der Vater unterstützte, da er zum andern ein recht bedürfnisloser Mensch war, so konnte sich Arndt nun noch einige Wander- und Reisejahre gönnen, die ihn nicht weniger bildeten als seine eigentlichen Studien. Seine „Reisen durch einen Teil Deutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs“ in den Jahren 1798 und 1799 sind das literarische Ergebnis dieser Epoche. Arndt plaudert als guter Beobachter über dies und das; er geht dem Politischen nicht aus dem Weg, sucht es aber auch nicht; er fühlt sich als schwedischer Bürger und Kosmopolit, er sieht in der großen französischen Bewegung das Gute und Menschliche, bewundert den „großen Genius Bonapartes“. Kurz, nichts in diesem Werk weist eigentlich auf den künftigen Patrioten hin. Aber wer der Entwicklung des Menschen Arndt bis hierher gefolgt ist, der muß Zutrauen zu ihm gewonnen haben. Seltsam, wie immer Verdienst und Glück, verketteten sich hier Charakteranlage, Selbsterziehung und Günst der äußeren Umstände. Kraftvoll erscheint der Knabe von Anfang an, und wie strebt er dann nach Tüchtigkeit und Reinheit, und später nach Wissen und Erfahrung. Aber wie ist es ihm auch gegeben, sich selber in voller Ruhe und Freiheit sozusagen auszubauen. Dies jahrelange Stillsitzen und Fürsichstudieren, diese fröhlichen, fruchtbringenden Wanderzeiten! Man halte dagegen den festumschlossenen und auf knappste Zeit bemessenen Studiengang eines modernen Studenten aus nicht allzu begüterter Familie: so wird man das ganze Glück der weitgedehnten Arndtschen Jugend recht einzuschätzen wissen.

Das Jahr 1800 bedeutet den Abschluß dieser glücklichsten Jugend. Arndt wird Privatdozent der Geschichte an der schwedischen Universität Greifswald und heiratet ein längst geliebtes Mädchen. Er glaubt sich für den Rest seines Lebens im Hafen. In Wahrheit ist er nur eben bis zur Mündung des friedlichen Stromes seiner Jugendjahre gelangt; die Meerfahrt des eigentlichen Lebens liegt vor ihm. Im Sommer nach dieser Eheschließung stirbt Frau Charlotte Marie

nach der Geburt eines Sohnes, und der wieder vereinsamte Mann wird von den mächtigen Zeitereignissen ergriffen.

* * *

In der modernen Literatur viel mehr noch als im modernen Leben wird die große Überzahl der Menschen von solchen gebildet, die, aller Hingabe an ein Allgemeines unfähig, sich eng in die Grenzen ihrer privaten Existenz einschließen. Der Beruf, der sie ins Allgemeine hinausführt, ist ihnen nur Mittel zum Zweck, ihr eigentliches Glück finden sie einzig in den Beziehungen zu ihren Allernächsten, zu Verwandten, Freunden, Geliebten. Werden sie hier unglücklich, so ist ihre Lebenskraft ein für allemal gebrochen; auch wenn sie nicht sogleich den Tod finden, leben sie doch nicht mehr wie ganze Menschen, sondern höchstens pflanzenähnlich weiter. Das Allgemeine kann sie ihrer Erstarrung nicht entreißen, Ich glaube, hier hat die Lehre vom Individualismus, die so oft vertiefend wirkte, eine Verengung geschaffen. Sie hat zwischen dem vielzertifaserten und vielverhättselten Ich und dem Allgemeinen eine Schranke aufgerichtet. In seiner Abtrennung kann das Ich trefflich beobachtet und gepflegt werden, kann es aber auch gelegentlich jammervoll verhungern.

Zu diesen modernen Charakteren bildet Ernst Moritz Arndt einen wahrhaft erquicklichen Gegensatz. Auch er glaubt natürlich am Sarge seiner jungen Frau, nun habe er alles Lebensglück verloren, auch er ergeht sich in bittersten Klagen. Freilich nicht in seinen Erinnerungen; dort konnte der alte Mann, auf den noch so vieles nach jenem Unglück eingestürzt war, Glück wie Unglück in gleicher Fülle — dort konnte er diesen ersten Schlag in einer stoischen Zeile abtun. Aber Arndt hat sein Leben von früh auf mit Versen begleitet, die nicht immer sonderlich formvollendet oder gedankentief sind, doch immer ganz offenbar aus dem Herzen kommen. In den Gedichten ist sein Gram laut geworden, ein Gram, der an Verzweiflung grenzte. Aber das gleiche Stück, das sein bitterstes Leiden ausdrückt, bringt nun auch den Aufschwung, zeigt das neue Ziel, dem sich der Einsame hingeben wird. Noch im Todesjahr seiner Gattin dichtet er die „Klage um Liebe und Freiheit“. Da klagt er leidenschaftlich über seine Verlassenheit, hört es aber in aller Not „mächtig oft wie Geisterstimme“, daß eine Aufraffung, ein neues Schaffen not tue, und sieht sein Ziel deutlich gewiesen:

Die Freiheit auch ist dieses Jahr begraben,
Um ihre Leiche krächzen fremde Raben . . .
Germania, mein herrlich Vaterland,
Du Rächerin, wie liegest du verhöhnet . . .

„Germania, mein Vaterland.“ Dem Mann der schwedischen Nationalität wird es allmählich klar, daß er deutschen Blutes ist; er sieht Deutschland vom Westen her immer größere Gefahr kommen und so steigt sein Zugehörigkeitsgefühl, seine Vaterlandsliebe höher und höher. Es handelt sich da um eine deutlich erkennbare, schrittweise Entwicklung. Im „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“, einer Schrift, die nicht ohne praktischen

Erfolg für die deutsch-schwedischen Bauern eintrat, ist zu erkennen, daß der stille Gelehrte und Dichter sich nun ans Allgemeine, an das Wohl und Wehe seiner Landsleute hingegeben hat. In „Germania und Europa“ (aus dem gleichen Jahre 1803) flammt die Liebe für das ganze Deutschland, der Zorn gegen seine nahenden Unterdrücker auf. Im ersten Teil vom „Geist der Zeit“, den Arndt 1806 zum Teil auf dem Krankenlager verfaßte — er war verwundet worden im Zweikampf mit einem schwedischen Offizier, der „ein schlechtes Wort über das deutsche Volk“ geredet hatte —, im „Geist der Zeit“ steht der ganz von einer Liebe, einem Haß beseelte Patriot, wie er nun mehr als ein halbes Jahrhundert wirken sollte, fertig da. „Es war nicht allein Napoleon . . ., die Franzosen, die . . . treulosen Reichsfeinde seit Jahrhunderten — sie haßte ich im ganzen Zorn, mein Vaterland erkannte und liebte ich nun im ganzen Zorn und in ganzer Liebe. Auch der schwedische Partikularismus war nun mit einmal tot, die schwedischen Helden waren in meinem Herzen nun auch nur andere Töne der Vergangenheit; als Deutschland durch seine Zwietracht nichts mehr war, umfaßte mein Herz seine Einheit und Einigkeit.“ („Erinnerungen.“)

Ich sagte, der deutsche Patriot stünde um 1806 fertig da; der Schriftsteller ist meines Erachtens trotz aller Trefflichkeiten des „Geistes der Zeit“ damals noch nicht fertig. Noch beschwert seine Schriften ein philosophisches Element, das nicht immer zu völliger Klarheit gediehen ist. Der von Natur so schlichte und offene Arndt ergeht sich bisweilen in Dämmerworten — nicht etwa, weil er damit „wirken“ will, sondern sicherlich, weil er auf diesem Gebiet keine durchgängige Klarheit zu erzwingen vermag. Er bekämpft die Epoche der Aufklärung und stellt etwa diese Gedanken auf: der Mensch ist ein Zusammenwirken von Geist, Seele und Leib. Das achtzehnte Jahrhundert hat nun den Geist auf Kosten der beiden anderen Teile zu groß werden lassen. Die Seele, das Gemüt müssen wieder zu ihrem Recht kommen, Religiosität muß wieder herrschen. Man hüte sich aber, Arndts Religiosität zu eng oder auch nur christlich dogmatisch zu fassen. Gewiß, er für seinen Teil hat sich immer entschiedener zum völligen Christentum bekannt, hat besonders in späteren Jahren wunderschöne geistliche Lieder gedichtet, die stark von Luther beeinflusst sind. Aber seine Forderung heißt Religiosität, Ehrfurcht vor einem Göttlichen in weitestem Sinn. So findet er in „Germanien und Europa“ begeisterte Worte für Goethe, so richtet er 1843 ein heftiges „Frühlingslied an die Frömmel“. Klarer als sein Kampf für die Seele tritt sein anderes Bestreben hervor. Das ist die Forderung größerer Schlichtheit und Natürlichkeit, unverkünstelterer Kraft, irdischerer Festigkeit sozusagen in Dingen des persönlichen wie des Staatslebens. Und nun sieht er seine Idealwesen, die zugleich kernig-natürlichen und religiösen, im deutschen Volke und eifert für die freie Entwicklung Deutschlands und gegen seine Unterdrücker. Wie gesagt, seine philosophischen Entwicklungen sind bisweilen ein wenig nebelhaft. Sein Bestes und Rundestes leistet Arndt erst, als er sich von der

Philosophie entfernt und nun schlicht heraus ein einiges Deutschland predigt, in dem Freiheit, natürliche Stärke und Religiosität herrschen möge.

Noch trennen ihn wenige Jahre von diesem besten Schaffen. Nach der Schlacht bei Jena muß er Greifswald verlassen, wenn er nicht durch ein französisches Gericht enden will wie der Buchhändler Palm, dem seine Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ das Leben kostete. Er bringt drei Jahre in Schweden zu, wo er Arbeiten für die Regierung (Übersetzungen von Gesetzen und Ankündigungen für Rügen und Pommern) und anderes findet. Schills Zug sowie der Sturz des franzosenfeindlichen Königs lassen ihn 1809 nach Deutschland zurückkehren. Als Sprachmeister Allmann trifft er mit Berliner Patrioten zusammen. 1810 kann er in dem an Schweden zurückgefallenen Greifswald seine Professur wieder aufnehmen; aber es duldet ihn nicht lange in der Enge. Der russische Feldzug kündigt sich an, Arndt wagt sich nach Berlin, will nach Rußland, wohin mancher deutsche Patriot strebt. Da kommt seinem Herzenswunsch die Aufforderung Steins entgegen, des „Reichsfreiherrn von Stein, der, gleich mir von Napoleon geächtet, durch einzelne meiner Schriften auf mich aufmerksam geworden war“. (Zu diesen „einzelnen Schriften“ des „kleinen Professors in Greifswald“ war 1809 der zweite Teil vom „Geist der Zeit“ getreten, ein ganz vom Haß gegen Napoleon, die „enge, treulose, blutige Seele“ erfülltes Werk.) Und nun, in Rußland und Deutschland, als Hilfsarbeiter und Privatsekretär seines genialen „alten Herrn“, durchlebt Arndt seine gewaltigste Zeit. Er hat sie doppelt beschrieben, außer in den Erinnerungen auch in den mit 88 Jahren verfaßten, aber köstlich und unbeschreiblich frischen „Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich von Stein“. Arndt sieht alle Schrecken des russischen Feldzuges — „o könnte ein stolzer Eroberer weinen, wie er die Mütter von Hunderttausenden weinen macht!“ —, und nur dies Grauensvolle erklärt den unendlichen, rasend fanatischen Haß gegen Napoleon, der sich nun in Flugschrift um Flugschrift, in Gedicht um Gedicht entlädt. Aber neben und über dem Haß steht verklärend die wundervolle Liebe zum Vaterland, die unerschütterliche Hoffnung auf kommende Tage. Und Vers wie Prosa sind gehoben durch biblische Töne, die nicht als kunstvolle Kopien wirken, weil sie immer aus echtestem Gefühl vorsprudeln. Später, als ein Teil der Befreiungsarbeit getan ist, mischt sich in diese Schriften etwas mehr praktische Politik, aber die Begeisterung, der dichterische Schwung leiden nicht darunter. „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“ bietet als Dichtung keinen geringeren Genuß als unter dem Gesichtswinkel einer politischen Studie. Die eigentlichen Gedichte voll rauhester Volkstümlichkeit, voll wildester Begeisterung, diese Kampfaufrufe und Lobpreisungen einzelner Helden sind auch heute noch zu lebendig, als daß sie erst namhaft gemacht zu werden brauchten. Zwar das Fragelied nach „Des Deutschen Vaterland“ kann nicht mehr Nationalhymne sein, seitdem die Frage beantwortet ist und nicht in Arndts weitem Sinne beantwortet werden konnte; aber vergessen kann es niemals werden.

Arndt ist ein alternder Mann, als die Freiheitskriege durchfochten sind. Zum zweiten Male hofft er auf Frieden. Er erhält eine Professur an der neuen Universität Bonn, er schließt eine zweite Ehe, mit Schleiermachers Schwester Nanna Maria. Und zum zweiten Male muß er in den Kampf, und diesmal in einen unendlich traurigeren. Der dritte Teil des „Geistes der Zeit“ war, vor der Leipziger Schlacht verfaßt, noch ganz gegen den äußeren Feind gerichtet, der vierte, 1818 erscheinend, nimmt den Kampf mit innerer Unterdrückung auf. Es wäre aber ganz verkehrt, wollte man in diesem leidenschaftlichen Freiheitskämpfer einen politischen Liberalen nach heutiger Anschauung sehen. Arndt kämpft für gerechte Zustände, er kämpft dafür mit all seiner leidenschaftlichen Rauheit, aber deshalb ist doch dieser monarchische, gläubige, bauernfreundliche Mann, wie Hagen in dem eingangs erwähnten Aufsatz mit volstem Recht sagt, „unendlich konservativ“. Trotzdem wird er in die Demagogenverfolgungen nach Kobzebues Ermordung — „Schmeißfliege“ und „Mistkäfer“ nennt ihn Arndt in dem Stein-Buch — brutal hineingezerrt. 1820 entfernt man ihn aus dem Amt und setzt ihn damit matt. Volle zwanzig halb verträumte Jahre folgen. Freilich, wenn solch ein Fleißiger „träumt“, leistet er noch immer mehr als mancher ganz Wache. Und so schweigt dann auch Arndt keineswegs völlig. An seinen politischen Schriften der Epoche ist es merkwürdig und bedeutend, daß trotz des erlittenen Privatleides und trotz der trostlosen äußeren Zustände sein Glaube an Preußen andauert, ja erstarkt. „Ich glaube, bis mich die letzte Hoffnung verläßt, noch an Preußens große Bestimmung für unser Vaterland“, heißt es 1834.

Diese Hoffnung wächst, als Friedrich Wilhelm IV. den Thron besteigt und den alten Patrioten wieder in seine Professur einsetzt. Sie wächst, als die achtundvierziger Ereignisse vorüberstürmen. Wie ein Patriarch sitzt und redet er unter den Abgeordneten des Frankfurter Parlaments. In unerschütterlicher Hoffnung steht er mit den anderen Frankfurtern am 30. März 1849 in Berlin vor dem König, obwohl ihm dieser schriftlich im Vertrauen mitgeteilt hatte, er werde die vom Volk gebotene Kaiserkrone nicht annehmen. Und als Arndt am 20. Mai mit der Mehrzahl des rechten Zentrums aus der Nationalversammlung scheidet, da bleibt ihm die Hoffnung auf ein endliches deutsches Kaisertum doch getreu und er gibt ihr in schönen Versen Wort. Und dann ist ihm noch ein volles, erntereiches Jahrzehnt beschieden. — es trug ihm Lyrik und sein herrliches Buch über Stein ein —, ein schlimmes Jahrzehnt aber für Preußen und die reichsdeutsche Hoffnung: und trotz alledem bleibt er bei seinem guten Glauben.

So menschlich und historisch wertvoll aber Arndts Leben und Wirken nach den Freiheitskriegen auch sein mag, so liegt doch der Kern dieses Daseins in den Befreiungskämpfen gegen Napoleon. Das Früher ist schöner Aufbau, das Später edler Nachklang. Den allereigentlichsten Arndt findet man nicht in den kosmopolitischen und philosophischen Schriften, auch nicht so ganz in dem widerwilligen Bekämpfen der inneren Reaktion. Die beiden Inschriften des Bonner Denkmals, zwei Arndtsche Worte, kennzeichnen völlig das Beste

und Innerste dieses treuen, schlichten Mannes. „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“, liest man dort, und weiter: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte“.



Der Geschäftsbetrieb der preussischen Verwaltung



Als allgemeine Krankheitserscheinung heben die Kritiker*) vor allem hervor, daß sich die Geschäfte bei allen Behörden, von den Ministerien bis hinunter zu den Landratsämtern und noch weiter ins Ungemessene vermehrt hätten und bei den größern Behörden ganz unübersehbar geworden seien. Oder man spricht davon, daß die Verwaltung immer verwickelter, unklarer und schwerfälliger und ihre Handhabung immer schwieriger werde. In diesen Zusammenhang gehört auch das, was von Massow die Souveränität der Bureaucratie nennt. Er versteht darunter die Herrschaft der Ministerialräte. Unsere Könige führten jetzt die laufende Verwaltung nicht mehr selbst, wie Friedrich Wilhelm der Erste und Friedrich der Große, sondern die Minister, oder vielmehr, da diese und auch ihre unmittelbaren Vertreter, die Unterstaatssekretäre und die Ministerialdirektoren, eine Überfülle von Amtspflichten zu tragen hätten, die Ministerialräte. Diese, die unabsehbar seien und meist endlos lange in ihren Stellungen blieben, seien zwar theoretisch ohne Machtbefugnisse und nur die Vollstrecker der Befehle des Chefs, tatsächlich aber die wirklichen und alleinigen Herrscher des Landes.

Das alles ist gewiß richtig. Aber man kann der Verwaltung selbst daraus keinen Vorwurf machen, denn es beruht auf einer, übrigens auch von Loß und Graf Hue de Grais geschilderten völligen Änderung der Grundlagen unsres Staatslebens, die etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts langsam beginnt und im letzten Viertel schnell zunimmt. Sie ist bezeichnet durch die Umwandlung der unbeschränkten Monarchie in einen Verfassungsstaat, die Gründung des Reichs unter preussischer Führung, die Vergrößerung des Staatsgebiets um drei große Provinzen und die durch diese Ereignisse veranlaßte reiche Entfaltung unsres öffentlichen Lebens, die gewaltige Zunahme der Bevölkerung, die unerhörte Entwicklung unsrer Volkswirtschaft und des Verkehrs, die damit in Verbindung stehende allmähliche Überwindung des Agrarstaats durch den Industriestaat, kurz, durch eine Reihe tief einschneidender Umwälzungen, die vermehrte Bedürfnisse

*) Vgl. Die Not der preuß. Verwaltung. „Grenzboten“ 1910, S. 3.